Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 5 (1925-1926)
Heft: 2

Artikel: Meinrad Lienert : bei Anlass seines sechzigsten Geburtstages (21. Mai)
Autor: Büchli, Arnold
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-155741

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

bloß die Mutter der Stilkunst ist, sondern ihr heute noch zu geben vermag. Und daraus ließen sich Beobachtungsargumente gewinnen gegen die einseitige Auffassung der Stilkunst als einer lediglich internationalen Angelegenheit. Es gibt eben eine an die Eigenart des Volkstums gebundene Kunst und wie eine Person an Wert gewinnt, je ausgeprägter ihre Eigenart ist, so steht es auch mit den Völkern und der höchsten Lebensäußerung ihrer Seele, der Kunst.

Im Innern jeder Nation findet ein Kreislauf statt. Nicht nur im gesellschaftlichen Leben, wo das Landvolk den Städten immer frisches Blut zuführt, sondern auch im geistigen Leben, indem Ideen emporsteigen, um in neuer Gestaltung, höher gezüchtet, wieder ins Volk zu sinken.

Meinrad Lienert

bei Anlaß seines sechzigsten Geburtstages (21. Mai).

Von **Arnold Büchli.**

Nicht daß wir ihm die Sechzig angelegentlich vorrücken wollten, beileibe nicht! Er wird auch selber noch wenig davon spüren und jetzt schon gar nicht, da er wieder in den Schwyzer Bergen eingehaust ist, wo „dr Meiredli" seine „goldene Zeit" am Alpbach verspielt, auf der Alpweide verjuzt und wo er auch etwa umsonst sein Glück gesucht hat. Nur wollen wir's uns nicht nehmen lassen, dem Dichter der Waldstatt Einsiedeln aus den flacheren Gefilden der Schweiz einen Strauß Geburtstagsgrüße hinaufzuschicken.

Wenn man eben vom herzhaft genießenden Schlendern durch die in Farben und Frische strotzende, würzige Bergblumenmatte seines mundartlichen Liederwerkes herkommt, sucht man freilich etwas verlegen die abgefingerten Allerweltsbatzen der Schriftsprache zusammen, um dem Schwäbelpfyffer, der uns ganz ohne Künstlergebärde ein schlechthin unvergängliches Kunstwerk geschenkt, den freudig gespendeten Dank heimzuzahlen. Ja, wenn man noch so Schweizerdeutsch könnte wie er! Doch davon schweigen wir meisten andern lieber bescheidentlich. Bei keinem unserer Mundartdichter drängt sich denn auch so unabweislich wie bei Lienert der Eindruck auf, als ob eigentlich nicht er als Einzelner, als ob vielmehr sein Stamm durch ihn oder in ihm rede und reime. Nicht umsonst hat es ihn immer wieder und offenbar immer mehr nach der Wiegen- und Wohnstatt seines Volkes gezogen, indessen es andern Vorkämpfern dörflicher Sprache und Sitte in der Stadt ganz zu behagen scheint.

Und wie erquicklich für uns Schweizer insgesamt, daß sechs-, siebenhundert Jahre nach der Gründung unseres Staatswesens just der älteste Wurzelknorren der Eidgenossenschaft noch ein starkes grünes Schoß getrieben, in dem altschwyzerisches und altschweizerisches Trachten, Tun

und Wesen zu tief wahrem dichterischen Ausdruck kommt. Die Blütenlese in diesem Heft soll die sozusagen politische Seite Lienert'schen Schaffens auch denen wieder einmal vor Augen bringen, die Gedichtbücher zu lesen seltener Muße finden.

Lienert hat aber außerdem schriftdeutsche Prosa geschrieben und vorzüglich geschrieben. Auch sie überquillt fast von humorvollen oder echt lyrischen, immer anschaulichen Bildern: So seine anheimelnden Jugenderinnerungen, seine launigen Dorf- und Kleinstadtgeschichten, seine Erzählungen aus vergangenen Zeiten, von denen übrigens die Zürcher Spielmannsnovelle vom „Pfeiferkönig" noch viel zu wenig bekannt ist. Und nicht zu vergessen sein markiges Sagenbuch, hinter dem die Buben mächtig her sind, und das Trauerspiel „Der Ahne", dessen sich unsere Volksbühne eifriger annehmen sollte. Aus jedem Buche spricht derselbe kernige Lebenstrotz, die gleiche ruhige Heiterkeit und grade, getreue Art eines unverdorbenen Bergvolkes. Könnten wir alle heutzutage noch an dieser Art gesunden! Und hoch anrechnen wollen wir unserm Gefeierten, daß er als Sohn der Waldstatt, der im Schatten der Einsiedler Klostertürme erwuchs und dem bis ins Alter das „Salviglöggli" der Muttergotteskirche im Ohre geklungen hat, sich mit keinem Wort konfessioneller Engherzigkeit verfallen zeigte.

Begabte Erzähler haben wir ja noch mehr. Aber das Mundartlied, das meistert keiner wie Lienert. Und nicht müde werden kann man deshalb, sein Haupt- und Herzenswerk, das „Schwäbelpfyffli", zu preisen. Wir haben unsern vereingemäßen Heimatschutz, unsere mehr als je geschätzte und gehegte Heimatkunst, und doch dauerte es reichlich lange, bis Meinrad Lienert so recht durchdrang. Jetzt, gerade zu seinem Sechzigsten, erscheinen die beiden frühern Bände des „Schwäbelpfyffli" in neuer (immer noch: erst) vierter Auflage. In drei stattlichen Sammlungen von zusammen über achthundert Seiten wird da gesungen, gesagt und (auch etwa) geklagt von allem, was durchs lebensvolle Herz nur strömen kann, vom einfachen Kinderliedchen bis zur herrlichen Stimmung der Stunde oder der Landschaft und bis zur wuchtigen vaterländischen Ballade. Nirgends ein bloßes Sotun; jede Zeile geworden und gewachsen, und jede will singen und klingen, wie es echter Lyrik Art ist. Und gottlob, es wird da weit mehr gejauchzt als geklagt, und dem Klagen ist kein Pröblein Wehleidigkeit beigemischt. Wahrhaftig, das will heut etwas heißen: Jeder Ton in diesem reichen, hellen Harfenspiel hat männlich gesunden Klang. Die Lieder des „Schwäbelpfyffli" wird man noch lesen und singen, wenn „üf'ri Muettersproch wie's Ähnimuetters Tracht z'letzt hinder d'Chastetüre" kommt und gewiß auch noch, wenn manches anspruchvolle, jetzt gerühmtere Dichtwerk unserer Tage längst vergessen in Universitätsbibliotheken verstaubt.

Doch er lebt und schafft ja noch so rüstig wie einer, ihr Dichter, schafft und schwäbelpfyffet hoffentlich noch langehin fröhlich fort als ein unverwüstlicher Genosse seiner „Immergrünen". Und so lange auch hält er sicher fest an seinem Wort aus dem ersten Band:

Si ist glych schöin, die Puggelwält,
Sälang vor jedrem Hüsli
All Lanzig Rosechnöpf ufgönd
Und dinne schöini Gspüsli.

Schwyzer.[1])

Gedichte von Meinrad Lienert.

Fähne.

Mys Vaterland ist 's Schwyzerland,
My Schilt my eigi Brust.
Ich hoffe uf kei Bschützerhand,
Ich hoffe uf my Fust.
Ha 's Chnüe nie boge vor me Huet;
Bi myne gsy bis hüt.
Entweder d'Fryheit lyt im Bluet,
Im Fahne lyt si nüd.

's flügt mänge Fahne i dr Wält
Und lauffed drunder Chnächt.
Vor altem ist mängs Tuech für Gält,
Für d'Herrelüt is Gfächt.
Doch hend s'es trait im Ysehuet,
Sind gredis druf und dri.
Si hend's verschwellt mit rotem Bluet
Und nüd mit rotem Wy.

Und glych, gsehn ich das Fähndli goh,
Und drunder ufrächt Lüt,
Sä jagt's mi uf, i mueß em no.
Es gilt e guete Strytt.
Wän 's Baner gäge Übermuet
Und Lumpehünd uszieht,
Lauft drunder sicher Tällebluet,
Mueß sy, ä Winkelried.

Gränzwacht.

1918.

Wer lached über d'Heldezyt?
Si hät is vo dä Chünge gfryt,
Us sälber gmacht zue Chünge.
Wer spöttled über d'Heldetat?
Si hät is d'Döirffer but und d'Stadt
Us alte Twingburgringe.

Was hetted ihr z'Morgarte to,
Ihr Änzer?[2]) Wär's uf üch acho,
Mer wäred hüt nu Sglave.
Mer stiended und'rem Geßlerhuet;

---

[1]) Proben aus dem „Schwäbelpfyffli", Bd. 1 und 3. Verlag von H. R. Sauerländer & Co. in Aarau.
[2]) Tadler.

Mer lufed dur nes Meer voll Bluet,
Und wüßted au kei Hafe.
Die Alte hend mit scharpfem Biel
Agwäged durs verflüechtist Gstriel,
Drumm hemmer hüt guet lache.
Und glych, wer gseht, wie's rücht und stübt,
Luegt hüt, as's Bieli ghauig blybt,
Anstatt Koländer z'mache.

1. Augste.

Mer sind, cha sy, au nümme die Hoorglyche.
Was kyt[3]) ü das? Dr Baum ist äbe zwyt.[4])
Und as r flyßig trait und öppis git,
Und Rasse hät, cha üs kei Schwumm usstrychе.

Mer lönd au mängs lo goh vo alte Brüche;
Gönd dörffig öppe mit dr nüe Zyt.
O Schwyzervolch, gwahr nu dr Wäg und Schritt!
Und mira stürmm, nu tue mr nüd erschlyche.

Dr Kulturbitrib.

O schöini wildi Alpeweid,
Jetz wirdist gstrählt und gstrigled.
Es wird dir us dym Trachtechleid
's letzt Blüemli usebügled.

I ha's jo dänkt, 's chäm asewyt,
As d'Alperose rüted
Und as si's hinderst Brüüsch und Gstüüd
Zuem Almedhärd us schyted.

Es ist mr gsy, es müeß nu cho,
As s' übrei d'Wält ihaged
Und as's letzt Wässerli tüend so,
Dr Märlibaum umsaged.

O Alpeland, i ha di gseh
Mit alle dyne Wund're.
Gly sind die Wunder nienemeh;
A Wält goht für is und're.

Schwyzer.

Sind miär nu alti Schwyzerart?
Vil Frönds chund üs dur d'Tür.
Glych, simmer's nümme all am Bart,
Se simmer's innevür.
Im Schwyzerbärgland wachst ruchs Holz;
Mi darf's äs Bitzli bschnyde.
Was schadt das üsem Schwyzerstolz?
Das Holz, das mag's verlyde.

Händ miär nu Fräid am Schwyzerbund?
Haarus, mer wend em bstah!

---

[3]) kümmert.
[4]) veredelt (gezweiet).

Fry simmer, dilegued und gsund,
Und zäme wemmer ha.
Und was's au um is ume gid,
Mer land is nid verwybe.
Sind miär nu Schwyzer alder nid?
Mer sind's, se wemmer's blybe.

Politische Rundschau

Schweizerische Umschau.

Politische Ermüdung. — Die Begehren der italienischen Talschaften Graubündens.

Die Klage über zunehmende Interesselosigkeit für Gegenstände des politischen und staatlichen Lebens ist heute allgemein. Wir würden unsern eigenen Erfahrungen widersprechen, wenn wir diese Klage nicht als vollauf berechtigt anerkennen wollten. Die Ursachen dieser Erscheinung mögen mannigfaltige sein. Sicherlich spielen auch Enttäuschung und Mißtrauen eine Rolle dabei. Was ist in den letzten zehn Jahren den Völkern nicht alles versprochen worden; von gläubigen Idealisten, die von fremden Drahtziehern gezogen waren, von Demagogen, die bewußt schöne Worte machten, um desto besser ihrem eigenen Egoismus fröhnen zu können. Wie viel jugendliche Begeisterung hat sich den aufstrebenden Parteien zugewandt, die ein besseres von Idealen getragenes Gemeinschaftsleben verhießen, und das Ende war die bittere Erkenntnis, daß gerade dort nur roher Materialismus herrscht. So hat nichts Bestand gehabt. Was sich als Gold ausgegeben, hat sich als Messing erwiesen. Wir stehen vor einem eigentlichen Bankrott der Ideale, die in den letzten Jahrzehnten Kurs hatten.

Darum kann heute unsere Scheu vor Schlagworten nicht groß genug sein. Wer wieder Liebe und Verständnis für politische und staatliche Dinge wecken will, darf nicht mehr versprechen, als er wird halten können. Wir müssen den Mut wiedergewinnen, die Wirklichkeit unverblümt darzustellen. Gesundbeterei — politische und andere — ist nur die letzte Stufe jener Schwäche, sich um den Lebenskampf drücken zu wollen. Unser irdisches Dasein ist weder ein pädagogischer Lehrkurs noch eine Vergnügungsfahrt. Damit müssen wir uns als mit der Grundtatsache abfinden. Unsere Anstrengung können wir lediglich darauf richten, es so wertvoll als möglich zu gestalten. Reden wir offen, dann gewinnen wir uns Vertrauen. Lassen wir die Tatsachen sprechen, dann schaffen wir damit von selbst die Überzeugung, daß Politik und Staat sein müssen.

In Heft 3, 4 und 6 von „Wissen und Leben" hat Dietrich Schindler einen wertvollen Beitrag über „Ideen und Interessen in den politischen Parteien (der Schweiz)" geschrieben. Schindler ist überzeugt, daß wir, wenn die Kräfte, die die heutige parteipolitische Lage geschaffen haben, weiter am Werke bleiben, nichts Erfreuliches zu erwarten haben: entweder Revolution oder Erschlaffung der politischen Interessen, die dem Cäsarismus den Weg öffnet. Die Kräfte, die heute im innerpolitischen Leben entscheidend sind, sind die Wirtschaftsinteressen. An die Stelle der politischen Parteien sind mehr und mehr wirtschaftliche Interessenverbände getreten. Aus dem Kampf politischer Ideen und Ziele, zu dessen Austrag das Parlament geschaffen wurde, ist ein Kampf von Standes- und Klasseninteressen geworden, zu deren Auseinandersetzung das politische Parlament kein geeigneter Ort ist. Wie kommen wir aus dieser Sackgasse hinaus? Schindler hält neue politische Motive für notwendig. Unser öffentliches Leben bedarf neuer Impulse, um wieder ein politisches Leben zu werden. Denn was wir heute im Parteileben Politik nennen, ist eben nur